

Karl Schlögel:

**Dankrede zur Verleihung des Hoffmann-von-Fallersleben-Preises
für zeitkritische Literatur in Wolfsburg am 17. Juni 2012**

Sehr verehrter Herr Oberbürgermeister Mohrs,
Sehr verehrter Herr Dr. Schuster,
Sehr verehrter Herr Döpkins,
Lieber, sehr verehrter Herr Kleßmann,
Hochgeschätzte Mitglieder der Jury,
Meine sehr verehrten Damen und Herren,

„Was für ein schöner Sonntag“ möchte man wie Joachim Gauck nach seiner Wahl zum Bundespräsidenten ausrufen, auch wenn der heutige Sonntag auf einen 17. Juni fällt, auf ein Datum also, das einmal nationaler Feier- und Gedenktag war, bevor er nach glücklicher Wiedervereinigung schnell, ja vorschnell wieder abgeschafft und durch einen anderen Tag ersetzt wurde. Vielleicht ist es Zufall, dass die Verleihung des „Hoffmann-von-Fallersleben-Preises für zeitkritische Literatur“ in diesem Jahr auf den 17. Juni fällt; da ich aber die Umsicht und Gewissenhaftigkeit der Stifter und Organisatoren dieser Preisverleihung kenne, nehme ich eher an, dass es nicht bloss einer Lücke im Terminkalender zu verdanken ist. Der Zusammenhang zwischen dem Arbeiteraufstand vom 17. Juni in Ostberlin und anderen Städten der DDR und jener Zeile aus dem Deutschlandlied, die auch jenen geläufig ist, die den Text sonst nicht kennen – „Einigkeit und Recht und Freiheit/Für das deutsche Vaterland!“ – ist ja nicht konstruiert, nicht ausgedacht. Was immer der Sinn dieser Koinzidenz auch sein mag, ich möchte zuerst meine Freude und meinen Dank über die Zuerkennung des Hoffmann-von-Fallerleben-Preises zum Ausdruck bringen:

Dem Herrn Oberbürgermeister der Stadt Wolfsburg, die sich auch zum Patron der Stadt Fallersleben und ihres berühmtesten Sohns gemacht hat, und die für diese Feier das festlich-wunderbare Haus von Hans Scharoun zur Verfügung gestellt hat – allein schon dafür lohnt es sich, nach Wolfsburg zu kommen.

Ich möchte mich bedanken bei Herrn Dr. Schuster, dem Vorsitzenden der Hoffmann-von-Fallersleben-Gesellschaft, der mich unlängst durch das Archiv, die bemerkenswerte Kirche, das Geburtshaus des Heinrich Hoffmann geführt hat, und dem wir eine nun schon über Jahre, ja Jahrzehnte gehende kontinuierliche Arbeit am Werk Heinrich Hoffmanns-von-Fallersleben verdanken, das in immer neuen Facetten – durch Quelleneditionen, Konferenzen, eindrucksvolle Monographien - erschlossen wird.

Bedanken möchte ich bei meinem verehrten Kollegen Christoph Klessmann, der mir durch seine Arbeit über nationalsozialistische Kulturpolitik in Polen und die polnische Widerstandsbewegung seit meiner Studienzeit vertraut war, den ich persönlich aber erst spät - schon im wiedervereinigten Deutschland - als jenen Mann kennenlernte, der neben seinen eigenen Forschungen zur deutsch-deutschen Geschichte auch institutionell etwas auf die Beine gestellt hat, was bleiben wird: das Zentrum für Zeitgeschichtliche Forschungen in Potsdam. Ich danke ihm dafür, dass er etwas von seiner gewiss knapp bemessenen Zeit daran gegeben hat, sich mit den Arbeiten eines Kollegen zu befassen, der sich – das muss ich sagen: von ihm wohl verstanden und gewürdigt fühlt.

Danken möchte ich den Mitgliedern der Jury. Ich weiss wohl, wieviel Aufmerksamkeit und Zeit solche Auswahlverfahren erfordern. Ich möchte an dieser Stelle an den grossartigen

Heinz Ludwig Arnold erinnern, der bis zu seinem mich vollständig überraschenden Tod in diesem Frühjahr Mitglied der Jury war, trotz und neben seiner überbordenden und doch so gründlichen wie umfassenden literarischen und editorischen Tätigkeit.

Und schliesslich geht mein Dank an Herrn Döpken von der Sparkasse Gifhorn-Wolfsburg, die nun schon über ein Jahrzehnt den Preis finanziert und so auf die Geehrten nicht nur etwas vom Glanz des Heinrich-Hoffmann-von-Fallerslebens fallen läßt, sondern den Preis auch so grosszügig ausgestattet hat, dass der Namensgeber, der sich als unabhängig gewordener, freier Schriftsteller auf Honorare und Abrechnungen verstand, seinen Gefallen daran gefunden hätte.

Und schliesslich: sehr verehrte, liebe Bürgerinnen und Bürger der Stadt Wolfsburg, meine Damen und Herren, haben Sie vielen Dank, dass Sie an diesem Sonntagnachmittag auf diesen Grünen Hügel gekommen sind!

I.

Es gehört zu den schönen Verpflichtungen solcher Ehrungen, dass sie jene, die von ihnen ereilt und überrascht werden, dazu veranlaßt, sich näher bekannt zu machen mit „Leben und Werk“ des Namensgebers. Das bedeutet, für einen Augenblick herauszutreten aus den vertrauten Bahnen dessen, was man ohnehin schon kennt oder was zur eigenen Disziplin gehört, auf ein Feld, auf dem man nicht oder weit weniger zuhause ist. Ich bin Osteuropa-Historiker, kein Germanist, kein Literaturhistoriker, und schon gar kein Spezialist für Hoffmann von Fallersleben. Bei der Vorbereitung auf diesen Tag habe ich mir natürlich die Reden der vorangegangenen Preisverleihungen angesehen und war überrascht, wie vielseitig, ja in vielen Farben schillernd dieser Hoffmann von Fallersleben war, sodaß ein jeder der vor mir Ausgezeichneten einen neuen, bisher kaum bemerkten Aspekt herausgearbeitet hat. Jeder hat aus seinem vielstimmigen Werk etwas anderes herausgehört oder hineingelesen. Auf diese Weise ist in Gestalt der Preis- und Dankreden fast schon ein neues Genre entstanden. Jeder macht einen neuen Anlauf, geht um diese Gestalt herum, blickt auf das Monument, und versucht sich seinen Reim zu machen – genau lesend, kritisch, sarkastisch, anerkennend, nicht selten auch irritiert angesichts eines so paradoxen, manchmal auch ideosynkratischen Charakters, der oft als „schwierig“ beschrieben wurde und der es einem nicht leicht macht.

Ich habe mich daher zum ersten Mal genauer mit der vita des Ruhelosen beschäftigt. Ich bin dabei natürlich nicht zum Fallersleben-Experten geworden, das werde ich auch in Zukunft anderen überlassen. Aber ich machte eine Entdeckung: ich kannte Hoffmann von Fallersleben lange bevor ich wußte, dass es ihn gab und wer er war. Denn ich kannte seine Lieder, ich bin mit ihnen wie viele andere aufgewachsen: „Alle Vögel sind schon da“, „Kuckuck Kuckuck ruft aus dem Wald“, „Summ, summ, summ“, „Ein Männlein steht im Walde“, „Winter, ade!“ , „Morgen kommt der Weihnachtsmann“. Und ich kannte das Deutschlandlied schon lange bevor ich den Autor des „Liedes der Deutschen“ kannte.

Auch wenn es ein Gemeinplatz ist, so bleibt es doch wahr: es gibt wenig Lieder, die bei so verschiedenen Anlässen von so verschiedenen Leuten gesungen werden wie eben dieses „Lied der Deutschen“ – ob bei Staatsempfängen oder anderen Ritualen der Macht oder bei mehr ausgelassenen und heiteren Gelegenheiten, wie es der Sieg der Fussball-Nationalmannschaft in einem Stadion ist. Wir sind, wenn ich das so sagen darf, Sänger seiner Lieder, auch wenn wir es nicht gewußt haben, und wir haben sie im Ohr auch dann, wenn wir zögern sie mitzusingen. Oder wir zögern einzustimmen, weil wir glauben, gute Gründe dafür zu haben – und sei es nur der, dass wir auch den auf die dritte Strophe reduzierten Text nicht auswendig wissen.

Die Geschichte dieses Liedes und seiner Rezeption ist gut erforscht. Ruth Klüger hat von ihm als einem „Palimpsest unserer nationalen Identität“ gesprochen. Vielfach gebrochen und doch irgendwie unverwüstlich ist es seit seiner Erfindung auf der damals zu England gehörenden Insel Helgoland im August 1841 auf uns gekommen – von Vormärz, 48er Revolution, Reichsgründung über Weimarer Republik, wo sie unter Reichspräsident Ebert 1922 zur Nationalhymne wurde, über den Hitler-Staat, in dem auf die erste Strophe folgend das Horst-Wessel-Lied gesungen wurde, über zwei Weltkriege hinweg bis zum geteilten und wiedervereinigten Deutschland – es war, wie Eberhard Rohse schrieb, das vaterländisch-demokratische Sehnsuchts-, Bekenntnis- oder Oppositionslied, der soldatisch-nationale oder gar imperialistisch-chauvinistische Kampfgesang, die republikanische, nationalsozialistische oder demokratisch-bundesrepublikanische National- und Staatshymne. „Jede Epoche der deutschen Geschichte sang mit denselben Worten ein anderes Lied“, so Hermann Kurzke. Hat also jeder seinen eigenen und jeweils anderen Heinrich Hoffmann von Fallersleben, dient er als Verxierspiegel und Projektionsfläche für ganz unterschiedliche, ja unvereinbare Hoffnungen und Interpretationen? Und ist das so erstaunlich bei einem so langen Leben zwischen 1798 und 1874 in einem so langen Jahrhundert, das mit der Erschütterungen der Französischen Revolution beginnt und in die „Urkatastrophe“ des Ersten Weltkrieges einmünden wird. Im Leben dieser Person, dieser Generation sind alle vorgefundenen Verhältnisse erschüttert und umgestossen worden. Sie wurde Zeuge des fast lautlosen Hinscheidens des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, des imperialen Ausgreifens des revolutionären Frankreich, des Zusammenbruchs Preussens und der ganzen alten europäischen Welt, aber auch des Aufbruchs der demokratischen und nationalen Freiheitsbewegung gegen Fürstenmacht und Fremdherrschaft; sie sah Barrikadenkämpfe und Spitzeltum im grossen Stil, die Wucht des Weltmarktes, den Vormarsch der Industrialisierung und die Revolutionierung der Verkehrsmittel, in die noch die abgelegenste Provinz hineingerissen wurde, die Einigung eines in Dutzende von Fürsten- und Herzogtümern zerfallenen Landes und den Boom einer Gründerzeit, die einen unaufhaltsamen Fortschritt versprach. Es ist die Geburt der modernen bürgerlichen Gesellschaft und der modernen Nation, kraftvoll, aber auch mit einer Dynamik, die sich nur schwer bändigen liess. Das ist mehr als in ein einziges Leben normalerweise hineinpaßt. Und so bewegt und so widersprüchlich wie das Jahrhundert ist auch dieses Leben.

Für Nachgeborene ist es immer einfach, ja verführerisch, sich mit eindrucksvollen Gestalten zu identifizieren, besonders wenn es positive Helden sind – oder sich von ihnen abzusetzen, je nachdem. Und so fällt es einem 68er, als der ich mich sehe, nicht schwer, das Pathos, mit dem Hoffmann von Fallersleben gegen das Fürsten-Establishment und das Ancien Regime anrannte, nachvollziehen und mit ihm zu sympathisieren. Wie sehr fühlt man sich an die eigene Studentenzeit erinnert, wenn Hoffmann in seinen Erinnerungen über das out-fit der Oppositionellen schreibt: „Jeder im deutschen Rocke und mit einem Schnurrbarte galt damals für einen höchst gefährlichen Menschen, dem man das Schlimmste zutraute“. Dass er sich nicht den Mund hat verbieten lassen und seinen kritischen Auffassungen treugeblieben ist und dafür sogar in Kauf genommen hat, seine Professur an der Universität Breslau zu verlieren, wem aus der Generation derer, die das Berufsverbot kennengelernt oder den Marsch durch die Institutionen angetreten haben, imponiert nicht sein Spott über die Philister, vornehmlich die Professoren, auch wenn man nun selber dazugehört:

„Wer geizet nach Titeln, nach Orden und Geld
Sein ganzes gelehrtes Leben?
Wer ist, wenn man nur ihn erträglich stellt,
Der zufriedenste Man in der ganzen Welt

Und jeder Regierung ergeben?
Ihr fragt: wer können die Männer wol sein?
Das sind, das sind Deutschlands Schriftgelehrten allein“.

Aus heutiger Sicht tut man sich schwer mit seinem Rat an die Juden, dass sie eine Verbesserung ihrer Lage, die „Emancipation“ – so der Titel eines Gedichtes von 1840 - nur erreichen und „durch der Freiheit Thor“ nur ziehen werden, wenn sie von ihrem Gott, „auf Wucher, Lug und Trug bedacht“ abliessen. Und noch schwerer tut man sich mit seinem abgrundtiefen Franzosenhass, wenngleich er unschwer zu erklären ist aus einer Situation, in der der Kampf für Freiheit und Unabhängigkeit unweigerlich mit dem Kampf gegen Fremdherrschaft verschränkt war. Franzosenhass und Freiheitsliebe in jener Zeit – das geht nur für jene nicht zusammen, für die die Welt allzu einfach nur aus Reinen oder Unreinen besteht.

Aber ich könnte auch einen direkten Bezug zu Hoffmann von Fallersleben herstellen: meine Universität, die vor 20 Jahren wieder gegründete Viadrina in Frankfurt an der Oder hat zum Zeitpunkt ihrer Schliessung und Verlegung nach Breslau im Jahre 1811 ihre Bibliothek verpackt und stromaufwärts transportiert, wo sie den Grundstock der neuen Univesitätsbibliothek bildete. Der Kustos, der die Bücher in mühseliger Arbeit katalogisierte war kein geringerer als Heinrich Hoffmann-von-Fallersleben, wie wir nicht zuletzt aus den Forschungen von Marek Halub von der jetzt polnischen alma mater Vratislaviensis wissen. Heute kehrt die Bibliothek, nach Kriegswirren, Gründung der polnischen Universität, Jahrhunderthochwasser auf der Oder, in digitalisierter Form – finanziert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft - als virtuelle Bibliothek an ihren Ausgangspunkt, an die Viadrina zurück; man kann sie anklicken, in ihr herumgehen und den Katalog on-line öffnen. Hoffmann von Fallersleben gehört, wenn Sie so wollen, zu den Bewahrern der alten Viadrina Bücherwelt; darüberhinaus verdanken wir ihm, der sich in der Stadt nie glücklich gefühlt hat – „Breslau hatte etwas Fremdes für mich, es machte auf mich gar nicht den Eindruck einer deutschen Stadt“; „Es war mir eigentlich von Deutschland zu fern“ – Einblicke in den kulturellen und gesellschaftlichen Kosmos der schlesischen Metropole. Er war einer der ganz wenigen in der Teilungsmacht Preussen, der die slawische Vergangenheit Schlesiens erkannt und anerkannt hatte, wenn er 1829 schrieb: „Daß auch Schlesien in frühester Zeit ganz und gar slavisch war, bedarf gar keines Zweifels mehr“; und ihm, dem leidenschaftlichen Sammler von Volksliedern, gebührt das Verdienst, auch polnisches Liedgut gesammelt und herausgegeben zu haben. Gewiss ist dies ein Grund, weshalb die Beziehungen zwischen Breslau und Fallersleben heute so intensiv sind. Aber auch für jemanden wie mich, der sich viele Jahre mit der Rekonstruktion der Oder als eines Kulturraums beschäftigt und versucht hat, dies auch zu einem Forschungsschwerpunkt seiner Universität zu machen, war diese Seite des Hoffmann von Fallersleben eine wichtige Entdeckung.

II.

Aber so viele Berührungspunkte es auch sonst noch geben mag, die mir Hoffmann-von-Fallersleben nahebringen, so ist es doch ein anderer Punkt, und auf diesen möchte ich eingehen. Der Preis ist ja verliehen worden für „zeitkritische Literatur“ und eines der Themen, für das ich nun schon die längste Zeit meines Lebens gearbeitet habe, ist dies: dass die Deutschen sich dem östlichen Europa wieder zuwenden, aus dem sie herausgefallen sind, aus dem sie sich selbst herauskatapultiert haben, und aus dem sie durch eine lange Nachkriegszeit, durch einen Eisernen Vorhang und durch eine Grenze, die auch durch ihr Land ging, ausgeschlossen waren. Dafür steht der Titel eines Buches, das mir programmatisch wichtig geworden ist und das 1986, wenige Jahre bevor die Mauer fiel, herausgekommen war: Die Mitte liegt ostwärts. Die Deutschen, der verlorene Osten und Mitteleuropa. Ich zitiere diesen

Titel nicht aus nostalgischen Gründen, sondern weil darin ein grosses und mich tragendes, Leitmotiv formuliert wird. Dieser Titel war in gewisser Weise ein Arbeitsprogramm, das ich mir nicht abstrakt vorgenommen habe, sondern das sich so „ergeben“, das sich so „gefügt“ hat. Was in dem Essay „Die Mitte liegt ostwärts“ ausgesprochen und intendiert war, ist durch die Ereignisse von 1989 auf eine überraschende Weise in Erfüllung gegangen: Das Verschwinden des Eisernen Vorhangs hat uns eine Welt, die uns fast so fremd geworden war wie die erdabgewandte Seite des Mondes, wieder zugänglich gemacht. Landschaften, die nur noch in vergilbten Photoalben existierten, waren plötzlich wieder in nächste Nachbarschaft gerückt und Wege, die abgeschnitten waren, waren plötzlich wieder befahrbar. Aus Endstationen waren wieder Durchgangsstationen geworden. Europa wurde neu zusammengesetzt. Die Flucht nach Westen war irgendwie zu einem Ende gekommen. Die Sehnsuchtsorte der Nachkriegs- vor allem der Nachkriegswestdeutschen, die allesamt westwärts lagen, hatten mit einem Mal Konkurrenz bekommen. Nun ging die Reise nicht mehr nur nach Paris oder New York, sondern vielleicht auch in die nähere Nachbarschaft, nach Prag, nach Breslau und nach Budapest. Am Horizont tauchten plötzlich Städte auf, die nur noch in der Literatur existiert hatten, und mit den Orten kamen die Bilder von einer Geschichte, von vielen Geschichten zurück, die sich dort ereignet hatten. Und wer hatte sich vor etwa 20 Jahren, in der Spätzeit der in Ost und West geteilten Welt je vorstellen können, dass es so etwas geben würde: dass die Europa-Meisterschaften im Fussball in Polen und in der Ukraine stattfinden würden, und dass Tausende von Fans sich in Bewegung setzen würden: nach Danzig, nach Breslau, nach Lemberg, nach Kiew oder Charkiv - Städte, von denen Fernsehzuschauer und Fans zuvor vielleicht nur die Namen kannten, wenn überhaupt.

Aber was hat zu tun mit Hoffmann von Fallersleben? Ich gehöre einer Generation an, die ihre Schwierigkeiten hatte mit dem Deutschlandlied. Es ging ihr – oder jedenfalls vielen unter uns - jedenfalls nicht so ohne Weiteres von den Lippen und schon gar nicht kam es aus voller Kehle. Es war darin nicht nur die doppelte Anrufung „Deutschland, Deutschland über alles“, die einem nicht von den Lippen ging, und von der wir längst wissen, wie es vom Verfasser und den Sängern in seiner Zeit gemeint war: nämlich für ein Deutschland jenseits und über den egoistischen Partikularinteressen der Duodezfürstentümern stehend, für die gemeinsame Sache des Volkes und der Nation gegen die beschränkten Interessen einer Vielzahl von Fürsten- und Herzogtümern. Im Schatten des Zweiten Weltkrieges geboren und im Schatten des Kalten Krieges aufgewachsen, war es für mich und wohl viele meiner Generation unsingbar geworden, zu sehr war es verdorben, zu sehr war es verknüpft mit den Siegen des Blitzkrieges, zu eng war es assoziiert mit dem, was nicht nur im Namen von Deutschen, sondern von Deutschen begangen war – mochte der Verfasser, der Text und vor allem dem die Haydnsche Melodie so unschuldig sein wie Liszts Prelude, die den Siegesmeldungen der Wehrmacht vorausgingen. Aber das betraf ja nicht nur dieses Lied, sondern alle Begriffe von Ehre, Treue, Nation, Vaterland. Und es bedurfte fast der schlafwandlerisch souveränen Haltung eines Konrad Adenauer, des von den Nazis abgesetzten Oberbürgermeisters der grossen Stadt Köln, der es wagte, am 18. April 1950 im noch vom Krieg gezeichneten Titania-Palast in Westberlin die Melodie anzustimmen und den Text eines Liedes zu verteilen, das noch verboten war und doch gegen den Missbrauch in der NS-Zeit als „Lied der Deutschen“ standgehalten hatte.

Ich hatte den Text nie mir wirklich zu eigen gemacht und es wird mir, so sehr ich dies inzwischen auch analysieren und begreifen kann, bis zum Ende meiner Tage nicht mehr gelingen. Verse und Melodien sind etwas, was sich tief einsenkt und nicht durch eine blosser Denkopoperation hergestellt werden kann; das beste Beispiel dafür sind ja die Hoffmannschen Kinderlieder.

III.

Was indes noch weit mehr als „Deutschland, Deutschland über alles“, missverstanden und kontaminiert worden ist, sind jene anderen zwei Zeilen, die aus eben demselben Grund nicht mehr gesungen werden können: „Von der Maas bis an die Memel, von der Etsch bis an den Belt“. Diese Zeilen hatten von einem Staat geträumt, in dem alle Deutschen vereinigt sein sollten – auch Österreich, nicht nur die kleindeutsche Lösung eines Preussen-Deutschland also. Wie es im „Lied vom deutschen Ausländer“ heißt:

„Kein Oesterreich, kein Preussen mehr!
Ein einig Deutschland, gross und hehr,
Ein freies Deutschland Gott bescheer’!“

„Von der Maas bis an die Memel, Von der Etsch bis an den Belt“ – das ist die literarische Chiffre eines grossen Raumes, in dem sich Deutsche einmal vor der Katastrophe bewegt haben. Das sind literarische Grenzziehungen, semantisch vage, nicht einmal in einem geographischen Sinne genau. Sie meinen jenen Raum, in dem Deutsche, und nicht nur sie, zu jener Zeit lebten. Vom Baltischen Meer – Belt ist dafür der Name – bis südlich der Alpen – die Etsch also - , von der Ostgrenze Preussens bzw. des Deutschen Reiches, der Memel also, bis zu den Deutschen links des Rheins. Spätestens nach Königgrätz 1866 aber war die Spaltung dieses Deutschland in zwei Nationen und Nationalstaaten - die deutsche und die österreichische – endgültig und unumkehrbar geworden, wie Thomas Nipperdey in seiner grossen Geschichte nachdenklich und nicht ohne Trauer bemerkt hat.

Hitler hat auch diese zwei Zeilen des Liedes der Deutschen mit in den Abgrund gerissen und damit eine ganze Welt. Es ist eine der oft unterschätzten oder überspielten Langzeitfolgen der Nazi-Katastrophe, dass es bis auf den heutigen Tag überaus schwierig ist, über die Geschichte der Deutschen im östlichen Europa zu sprechen, eine vielhundertjährige Geschichte, die den 12 Jahren Naziherrschaft, dem Zweiten Weltkrieg und dem Untergang des alten Ostmitteleuropa vorausging, eine Geschichte, die eben nicht aufgeht in jenen 12 Jahren, in denen alles, die Arbeit von Jahrhunderten und vielen, vielen Generationen ruiniert worden ist. Hinter dem Verschwinden dieser beiden Zeilen steckt das Verschwinden eines ganzen Horizonts, und deutet so etwas wie Berührungsangst an, man könne mit diesem Thema allzu schnell etwas falsch machen oder allzu leicht missverstanden werden. Aber wie bringt man ein grosses Thema heraus aus dem Sog der furchtbaren Nazigeschichte, und wie sollte man angesichts des Untergangs des alten östlichen Europa, der Vernichtung der Zentren des europäischen Judentums und des Verschwindens der Deutschen aus dem östlichen Europa nach 1945 vom Glanz, der Schönheit und den Leistungen der Deutschen, die dort zuvor gelebt und gearbeitet hatten, sprechen können? Wie sollte man im Schatten der monströsen Verbrechen, die von Deutschen im östlichen Europa begangen worden waren, von Verbrechen sprechen, denen sie selbst am Ende auch zum Opfer gefallen waren? Wie sollte man die Erinnerung an einen ungeheuren Verlust wachhalten, ohne neue Konflikte und Feindschaften unter den heute Lebenden heraufzurufen? Wie sollte man von den eigenen Opfern sprechen, ohne in Wehleidigkeit zu verfallen oder gar den Verdacht auf sich zu ziehen, die geschichtlichen Kausalitäten von Ursache und Wirkung in Frage oder auf den Kopf zu stellen? Man könne die Reihe dieser Fragen ohne Schwierigkeit fortsetzen. Im Kern geht es immer um dasselbe Problem: wie werden die Deutschen, alle Deutschen, nicht nur die Vertriebenen, mit einem Verlust fertig, der die ganze geistige Ökonomie Deutschlands nach 1945 aus dem Gleichgewicht gebracht hatte, und dies ohne in Nostalgie oder Revanchegedanken zu verfallen? Wie sollte die Gratwanderung zwischen der Anerkennung des endgültig Verlorenen und einer lebendigen Erinnerung an ein grosses kulturelles Erbe aussehen? Diesen Weg zu beschreiten, war schwierig, riskant, gleichsam vermint, verlief

zwischen den Fronten. Die Welt des Kalten Kriegs, auch in seiner Spätzeit, war eine Welt der ideologischen Lager, der Verdächtigung, der Unterstellung mangelnder Loyalität und mangelnder Identifikation – auf beiden Seiten. Sich den Spielregeln und Sprachregelungen des west-östlichen Lagerdenkens zu entziehen, war unendlich kraftraubend und verlangte nicht selten Mut. Man musste lange warten, bis sich alle Verspanntheiten auflösten – wie in jenem annus mirabilis 1989.

Meine Begegnung mit der Welt des östlichen Europa begann früh, lange bevor ich zum ersten Mal dort war, auch schon bevor ich Russisch lernen konnte an einem bayerischen Gymnasium bei einem „DP“, einem Flüchtling, der nicht zurück wollte in Stalins Reich.

Wie überall in Deutschland - wie hier in Niedersachsen auch - waren auf unserem Dorf im Allgäu Hunderte aus den Gebieten, die dann „Gebiete östlich von Oder und Neisse“ hießen, gestrandet, einige von ihnen waren auf unserem Hof einquartiert, so daß wir Kinder mit ihnen aufwuchsen: mit der Familie aus Breslau, die bald wieder fortzog, weil es für die hochqualifizierten Städter auf dem Dorf keine Arbeit gab, eine Familie aus dem Egerland, ein wahrlich böhmischer Musikant, und eine ältere Dame aus dem Mährischen, die in Wien Köchin gewesen war und kulinarische Dinge zu zaubern verstand, die sich im Dorf niemand auch nur vorstellen konnte. Das waren sie also: einige wenige von den über 12 Millionen, die alles verloren hatten – Haus, Hof, Heimat – und die ganz von vorn anfangen mußten. Aber sie hatten ihre Bilder im Kopf, von Marktplätzen aus Städten, von Friedhöfen, von Hochzeiten, die geschlossen worden waren, von Landschaften, die einen ganz eigenen Zauber verströmten. Doch diese Bilder verblassten je länger, desto mehr, die verlorene Welt war unzugänglich geworden und es war fast unmöglich, jenen, die keine Ahnung davon hatten, mitzuteilen, was da verloren gegangen war. Eine tiefe Kluft zwischen Wissenden und Nichtwissenden, Fremden im eigenen Land und Einheimischen. Wir wissen im Nachhinein, dass alles auf unvorhersehbare Weise gut gegangen ist: die Integration von Millionen von Flüchtlingen und Vertriebenen, eine demographische Revolution, die mit beispiellosen territorialen Verschiebungen einhergegangen war – die Deutschen in Ost und West haben sie nicht nur bewältigt, sondern – im Westen wenigstens – ein Wirtschaftswunder daraus gemacht.

Aber es blieb jene innere Grenze, die man den Menschen nicht ansehen konnte. Man kann nicht sagen, dass es ein Tabu gab – im Gegenteil: die Sache der Vertriebenen war wohl vertreten in allen Regierungen, sie bewahrten ihre landsmannschaftlichen Zusammenhänge, pflegten ihre Beziehungen und Bräuche, fanden offizielle Anteilnahme und finanzielle Unterstützung; mit ihrem Wissen, ihren Erinnerungen blieben sie indes weitgehend unter sich und gerieten je länger, desto mehr, an den Rand, obwohl die kulturelle Aneignung der verlorenen Welt Sache eigentlich aller, also der ganzen Nation gewesen wäre.

Und hier setzt jener Mechanismus ein, von dem ich zu sprechen suchte. „Von der Maas bis an die Memel“ – das war kontaminiert, das war assoziiert, das war nicht der romantische Traum der Deutschen aus dem Vormärz, sondern wurde gleichgesetzt mit Hitlers Grossdeutschland, den Vorstößen der Wehrmacht, der verbrannten Erde, dem Wüten der Einsatzkommandos, mit Volk ohne Raum und dem Judenmord. Jene zwei Verszeilen aus dem Verkehr zu ziehen war nach all dem, was geschehen war, unausweichlich, wer wollte das bestreiten. Aber kulturell und mittelbar war dies auch das Signum des Schweigens, des Vergessens, des Verlierens von etwas, was zu verlieren nicht notwendig war. Ein grosser Teil dessen, was zur deutschen, ja europäischen Kultur gehörte, war für lange Zeit heimatlos, ortlos geworden, exterritorialisert, nur noch im Reich des Geistes vorhanden, als Erinnerung, als Begriff. Der vom nationalsozialistischen Gebrauch kontaminierte Vers blockierte den Zugang zu einer

Welt, die es davor gegeben hatte, und das Interesse an ihr, stand, ob gewollt oder nicht, unter dem Verdacht, die Geschäfte der ewig Gestrigen zu betreiben. Ein gesellschaftlicher Konsens, der sich etabliert hat, schlägt sich in Sprachregelungen nieder, insbesondere in politisch sensiblen Bereichen. Es hatte seine Bedeutung, wenn sehr rasch in der SBZ nicht mehr von Flüchtlingen, sondern von Umsiedlern die Rede war, ebenso wie es bedeutsam war, dass man in der DDR Anfang der 1950er Jahre in einer fast an Selbstverleugnung grenzenden Anstrengung, aber korrekt von Wroclaw und nicht von Breslau sprach. Semantische Nuancen reflektieren Zustände. Lange konnte man Befürworter und Gegner der Neuen Ostpolitik daran erkennen, ob jemand von Kaliningrad oder von Königsberg, von Danzig oder Gdansk sprach. Irgendwann war der Augenblick eingetreten, in dem Marion Gräfin Dönhoff ihren Erinnerungen den vielsagenden Titel geben konnte: „Namen, die keiner mehr nennt“. Und wieviele Orte nicht nur in Ostpreussen gab es, die keiner mehr nannte, und noch mehr, die keiner mehr kannte.

Nach all dem Gesagten, dürfte klar sein: Ich plädiere nicht für die Wiederaufnahme jener Verszeile „Von der Maas bis an die Memel...“. Wir sind nach der katastrophischen und verwirrenden Geschichte des letzten Jahrhunderts – glücklicherweise oder nicht – auf die letzte Strophe geschrumpft, was ich aber doch meine, ist, dass ein nicht selten zu beobachtender Alarmismus an diesem Punkt unangebracht ist, und dass es vielmehr darauf ankommt, das grosse Kapitel, das so lange Zeit geschlossen oder ins Abseits gedrängt war, neu zu bearbeiten wäre, und das heisst vor allem: aus der Enge eines bloss nationalen Narrativs herauszuholen und im europäischen Sinne neu zu interpretieren. Mein Plädoyer geht dahin, dass wir eine Europäisierung des Komplexes „die Deutschen und die deutsche Kultur im östlichen Europa“ brauchen, eine Reformulierung, die diese Geschichte aus dem völkischen Mief, der dieser Geschichte aus bekannten Gründen so lange angehaftet hat, herausholt, der sie aus der Randlage, in die dieses Thema ebenso wie die Vertriebenenmilieus mit ihren Kränkungen und Ressentiments geraten ist, herausholt und in die Mitte einer aufgeklärten und sich selbst sicher gewordenen deutschen Gesellschaft einbringt, die darin nicht eine Gefahr, eine Belastung, sondern einen Zuwachs an kulturellem Reichtum erkennt. Eine Arbeit, die eine „historische Last“ in kulturelles Kapital verwandelt und aus einem Anlass der Trauer ein Schwungrad der Inspiration und der Zusammenarbeit zwischen den Deutschen und den Völkern des östlichen Europa macht.

Europa sortiert sich nach dem Wegfall der grossen Trennlinie neu, und in diesem veränderten Europa findet auch der Komplex „Die Deutschen im östlichen Europa“ seinen neuen, angemessenen Platz. Die Themen, um die es dabei geht, sind so reich wie die über 800-jährige Geschichte, die dahinter steckt. Wo immer wir im östlichen Europa unterwegs sind, wir bekommen es, wenn wir nur interessiert und aufmerksam genug sind, zu sehen. Die Sklyline der Hansestädte, die Denkmäler für Johann Gottfried Herder und Richard Wagner in Riga, die Straße in Vilnius, an der die Grosse Synagoge lag, und die einmal die Deutsche Straße hiess, die Pastoren- und Gelehrtdynastien, die zur kulturellen Geographie Estlands und Livlands gehörten, die Herrenhäuser in Kurland, in denen Volker Schlöndorffs „Fangschuss“ spielt, der vom Ende der deutsch-baltischen Welt handelt. Das kann das weitgehend erhaltene Gebäude der Königsberger Universität Albertina sein mit der Kopie des Kant-Denkmal davor oder das Kant-Mausoleum an der Nordostseite des Domes. Das Haff, die Kurische Nehrung – Traumlandschaften mit Kieferwäldern und Dünen, verdeckt von den Schwarz-Weiss-Bildern von den Flüchtlingstrecks auf dem Eis. Bobrowskis Geburtshaus in Tilsit, heute Sowjetsk. Vergebliche Suche nach dem Wohnhaus der Hannah Arendt in der Tiergartenstraße, wo sie, die Königsberger Jüdin aufgewachsen war. Erich Mendelsohns Meisterwerke in Allenstein, Königsberg, Breslau. Hans Scharoun, der Erbauer dieses Hauses nicht zu vergessen, der seine originellsten Frühwerke – das Ledigenheim - im Breslauer

Villenviertel Scheitnig gebaut hat. Wir können die Orte nicht aufzählen, deren unzerstörte Physiognomie in Photos und Karten vor dem Krieg fixiert sind, und die danach von Fremden, selber oft vertrieben, genutzt, in Betrieb genommen und zu einem zweiten Leben erweckt worden sind. Überall sind Spuren: Häuser, Friedhöfe, Denkmäler, Plätze, Strassenzüge. Diese Arbeit der Spurensicherung ist längst im Gange, vor allem vor Ort, denn die neuen Einwohner dieser Gebiete wissen, dass sie sich dort nicht einrichten können, ohne auch die Vorgeschichte kennenzulernen und sie sich zu eigen zu machen. Es gibt keine halbwegs angemessene und wahrhaftige Geschichte der Stadt Königsberg-/Kaliningrad, die nicht Rechnung trägt der Tatsache, dass es sich um eine Doppelstadt handelt, um eine Stadt mit mehr als nur einer Vergangenheit. Breslau ist Wrocław, Breslaw, Civitas Vratislaviensis. Keine Prager Moderne, keine Prager Literatur ohne den Anteil aller, die sie hervorgebracht haben - Deutsche, Juden, Tschechen. Kein „Gelobtes Land“ im „Manchester des Ostens“, wie Lodz hiess, bevor es zu Litzmannstadt wurde, ohne die Lodzermenschen – also Deutsche, Polen, Juden, Armenier, Russen. Wie arm wäre die neuere deutsche Literatur ohne die meist von jüdischen Autoren in Czernowitz geschriebene! Diese Geschichte zu beschreiben, zu erzählen, ist alles andere als einfach: Man muss sich in den Sprachen der Länder, in denen Deutsche lebten, auskennen, um – buchstäblich – Kontexte erfassen zu können. Das Lateinische damals und das Englische heute ist vielleicht die beste Form, in der der nationale Antagonismus – wenigstens semantisch – überwunden ist; man muss im wahrsten Sinne des Wortes transnational und interkulturell agieren, auch wenn dies inzwischen inflationäre Modewörter geworden sind. Man muss das ganze Register der Kulturgeschichte beherrschen – von den Rechtsformen bis hin zur Wirkung von Infrastruktur- und Modernisierungsprozessen. Das ist ein grosses Projekt, und ich wünschte mir seit langem, dass diese Arbeit im Herz der Wissenschaft, in den Universitäten betrieben wird, nicht irgendwohin ausgelagert.

Die Geschichte der Deutschen im östlichen Europa war nie und ist nie nur eine Geschichte der Deutschen gewesen, sondern lässt sich nur angemessen erforschen, darstellen und erzählen als eine Geschichte der Überlagerungen, der spannungsreichen Beziehungen. Wie alle Geschichte ist sie gemischte, unreine, Geschichte: voll von Animositäten, Hassreden, Verdächtigungen, Schuldzuweisungen, Volkstumsrhetorik und sozialem Neid – aber über viele Jahrhunderte war es eben auch eine funktionierende Koexistenz, deren Verlust die Deutschen, aber nicht nur sie, ärmer gemacht hat. Die Zerstörung der Beziehungen nach Osten hin hat die Deutschen aus einem reichen Kulturzusammenhang herauskatapultiert, und der Zugewinn an Weltläufigkeit nach 1945 – wenigstens im westlich-offenen Teil des Landes - kompensiert kaum die Selbstprovinzialisierung, die mit dem Verlust der Beziehungen nach Osten hin über die Deutschen gekommen ist. Es ist Zeit, sich umzusehen, ohne Rechthaberei. Die Revisionismen haben sich überlebt, haben sich erledigt, wenn auch nicht ganz von selbst. Wir sind nach 1989 in einer Situation, in der wir unsere Geschichte uns erzählen und sie anhören zu können, ohne auszurasen. Es ist nicht einmal notwendig, die eine und einzig wahre integrale Erzählung zu konstruieren, was ohne ein Moment von Angestrengtheit und Gewaltamkeit vermutlich nicht abginge; das Optimum ist: sich erst einmal die Geschichten anzuhören, sich einzuhören und ruhig und gelassen zu bleiben.

Das ist schwierig genug. Das betrifft im Übrigen nicht nur die Deutschen. Wir sind nicht die einzigen, die „ihren Osten“ verloren haben. Auch die Polen haben ihre Verlustgeschichten, sie noch mehr als die Deutschen. Ihr Nationalepos beginnt immerhin mit Adam Mickiewiczs Invokation „*Litwo! Ojczyzno moja! ty jesteś jak zdrowie*“. O Litauen, meine Heimat, und wohl niemand käme auf die Idee, darin einen Aufruf zum Revisionismus zu sehen. Aber auch die Russen, die ersten unter gleichen im einstigen Sowjetimperium, haben zu Millionen die Landschaften ihrer Vorfahren, ihrer Eltern, hinter sich lassen müssen. Taschkent, Tbilissi, Kiew, Vilnius sind jetzt Zentren eigener Staaten, man muss sich schicken in die postimperiale

Situation, auch dies ein Heimatverlust im Europa des 20. Jahrhunderts. Sie alle mußten lernen, damit irgendwie umzugehen und damit fertig zu werden.

Das Heraustreten aus den nationalen Narrativen ist nicht notwendig, weil es eine politische Korrektheit von uns verlangt, sondern weil es die angemessenste Weise ist, mit einer Geschichte umzugehen, die über die nationalen Grenzen hinausgeht und sich in national beschränkten Narrativen allein nicht erzählen läßt. Dass das nicht einfach ist, wissen wir aus eigener Erfahrung, wenn wir uns daran erinnern, wer alles – sowohl auf deutscher wie polnischer Seite – die Sache der Vertriebenen zu monopolisieren und zu instrumentalisieren versucht hat – besonders dann, wenn es auf Wahlkämpfe zugeht und die Vergangenheit zum Ersatzschauplatz im Parteienkampf gemacht wurde. Oft sah es so aus, als könnte die Öffnung und Normalisierung, die 1989 eingeleitet worden war, jederzeit in diesem Clinch wieder in Frage gestellt und rückgängig gemacht werden.

Heinrich Hoffmann von Fallersleben, da bin ich sicher, wäre heute als der unabhängige, rebellische und mobile Geist auf der Seite derer, die neue Wege aus einer abgelaufenen, zu eng gewordenen und von bürokratischen Hindernissen verstellten Welt, und das heißt: in das neue Europa mitgegangen wären. Er, der Mann mit der Nase für verschwundene Handschriften und seltene Quellen, wäre längst überall hin unterwegs in die nun zugänglichen Archive und Bibliotheken und hätte gewiss die phantastischsten Funde gemacht und umgehend ediert. Er, der es gelernt hatte, geschickt Polizeiaagenten und Spitzel zu überlisten, der Erfahrung darin hatte, wie man mit Passbescheinigungen und beschränkten Aufenthaltsgenehmigungen umging, hätte schon in Zeiten des Kalten Krieges versucht, den Eisernen Vorhang zu unterschreiten, und wäre erst recht jetzt, seit die Grenzen verschwunden sind, überall unterwegs im Neuen Europa. Die staatlichen Behörden hätten ihm kaum folgen können auf seinen schnellen und geheimnisvollen Wegen, auf denen er Verbindung aufgenommen hätte mit den oppositionellen und dissidentischen Milieus, die in unserer Zeit Charta 77, KOR, Solidarnosc, Helsinki-Komitees für Menschenrechte hiessen. Ihm, dem Verfasser von Flugschriften, unpolitischen Gedichten und Autor mehrfach verbotener Verlage hätte sich inmitten der Samizdat-Literatur und der Untergrund-Presse unter seinesgleichen gefühlt. Er hätte, wo immer er als Sänger aufgetaucht wäre – auf einem Platz, einem Bahnhof, in einem Wirtshaus – für Menschaufläufe gesorgt. Mit einem Tempo war er unterwegs in deutschen Landen und darüber hinaus, das einem von ICE und Flugzeug verwöhnten Bewohner 150 Jahre später noch immer unbegreiflich und rätselhaft vorkommt. Mehrere Tausend Kilometer legte er in wenigen Monaten zurück – in Postkutschen, Dampfschiffen, und später in unerhörter Beschleunigung in der Eisenbahn. So reiste er von Fallersleben ausgehend in immer weiter ausgreifenden Radien: nach Helmstedt und Göttingen, bald nach Bonn, Leyden, Berlin und Breslau und später und immer wieder in alle grossen Städte Europas: Wien, Prag, Florenz, Rom, Paris, Kopenhagen, in die Schweiz, nach Basel und Strassburg. Nie finden wir von ihm Beschreibungen dessen, was er gesehen hat – meist sind es nur abfällige Bemerkungen -, fast immer geht es um ihn selbst, seine Lieder, ihre Resonanz, auch geschäftlichen Erfolg, und letztlich: um Geselligkeit. Heinrich Hoffmann von Fallersleben ist der Produzent eines Raums der Geselligkeit mit sich selbst als der Hauptperson, was nicht weniger bedeutet als Motor in der Entfaltung von bürgerschaftlichen Aktivitäten, Zusammenschlüssen, Vereinigungen und Vereinen zu sein. Wir sind hier ganz nahe dran an der Geburt der bürgerlichen Gesellschaft oder wie man heute meistens sagt: der Zivilgesellschaft, die eben nicht nur aus Unternehmern und Fabrikanten und Honoratioren, sondern aus Abertausenden von Aktiven und Aktivisten in Vereinen besteht, besonders in Deutschland. Seine Unpolitischen Lieder sind in gewisser Weise der Sound dieser mächtigen molekularen Formation, die sich nicht zuerst im Barrikadenkampf zeigt, sondern eher im Vereinslokal und Wirtshaus, ohne die es die gesellschaftliche Bewegung aber nicht gäbe. Man

könnte Hoffmann von Fallerslebens Reiserouten nachzeichnen und heraus kämen die Trajekte dissidentischer Bewegungen, herauskäme das Itinerar eines Verbannten und Flüchtlings, eines Unentwegten, und es ist kein Zufall, dass unter seinen Bekanntschaften auch ein Karl Baedeker war – er brachte ihn 1843 bei einer seiner Rheinreisen in Coblenz mit Ferdinand Freiligrath zusammen. Mühelos liesse sich mit der Methode Baedeker die Topographie des Vormärz rekonstruieren, seiner Zentren, seiner Hinterzimmer und Druckerpressen und der Routen, auf denen die verbotenen Schriften geschmuggelt wurden. Wenn man sich seine Lieder hinzudenkt, dann entsteht gleichsam die Tonspur, die uns in den Raum hineinführt, in dem die bürgerliche Gesellschaft Gestalt annimmt. Hoffmann von Fallerslebens Routen zeichnen gleichsam die Umriss der *imagined community*, als die die Nation in Roger Brubackers viel zitierten Buch definiert ist. Und die Lieder – von „Ein Männlein steht im Walde“ bis zum „Lied der Deutschen“ – bilden den *sound-track* zu dieser turbulenten Geschichte: Der Vormärz als *sound-scape*, wie das auf Neudeutsch heissen würde, und es kommt gewiss einmal die Zeit, wo ein Musiker in die Reihe der mit dem Hoffmann-von-Fallersleben-Preis zu Ehrenden aufrückt und uns dazu Erhellendes sagen wird: Zur Verfertigung von Gemeinschaften und Nationen, der *imagined community* also, durch Gesang, über Musik.

Ich komme auf die phänomenale Mobilität und Topographie der Reisen von Hoffmann von Fallersleben, nicht weil ich selber viel reise und Reisen für eine avancierte Form des Lernens und Forschens halte oder weil ich denke, dass wir eine Überautorität wie Hoffmann von Fallersleben bräuchten, die uns sagt, was wir tun sollen, was wir selber aber nicht mit genügend starken Argumente begründen können, sondern es ist eher die Beobachtung dessen, was unter unseren Augen abläuft und was mich an die von Hoffmann von Fallersleben zu seiner Zeit mitbetriebene Gemeinschaftsbildung denken läßt. Der 17. Juni, der heutige Sonntag ist nicht nur der Tag, an dem wir an die Revolte von 1953 denken, sondern der Tag in einer Gegenwart, in der wir all unsere Geistesgegenwart und Gelassenheit zusammennehmen müssen: Wahlen in Griechenland, Wahlen in Frankreich, Wahlen in Ägypten, Symptome oder gar schicksalhafte Weichenstellungen für tektonische Verschiebungen. Es gibt die „Krise Europas“, und wie alle Krisen, legt sie etwas offen, was unhaltbar und spruchreif geworden ist. Krisen haben Desillusionierungs- und Aufklärungspotential und aus der Krisis geht man in der Regel gestärkt hervor, wenn sie einen nicht überwältigt. Es ist, wie alle empfinden, sehr ernst, aber man soll auch nicht in Hysterie und Panik verfallen. Die Eurozone ist nicht identisch mit der Europäischen Union und die Europäische Union ist nicht identisch mit Europa. Europa braucht Brüssel und die Europäische Zentralbank und das Parlament, aber nicht alle Wege führen nach und über Brüssel, Frankfurt oder Straßburg, nicht einmal immer über die europäischen Hauptstädte. Und doch hält Europa irgendwie zusammen, nicht dank guter Absichten und politischer Proklamationen, sondern dank funktionierender Routinen, eingespielter Praktiken, einer Arbeit, die Tag für Tag, Jahraus jahrein, ganz unspektakulär getan wird. Dieses Europa hat die Grenzen der Kleinstaaterei hinter sich gelassen und kann sich eine Rückkehr zu Passkontrollen – abgesehen von *security* und *body checks* – schon gar nicht mehr vorstellen. Die Leute sind vielleicht keine Romantiker, aber sie nehmen die Billigfliegerverbindungen und den TGV ans Mittelmeer selbstverständlich in Anspruch. Es sind nicht nur die Berufseuropäer, die den Kontinent einigen, sondern die Spediteure, die transnationalen Buslinien, die Erasmus-Studenten, die Pendler, die zwischen Kattowitz und Manchester, zwischen Bukarest und Bergamo unterwegs sind. Heinrich-Hoffmann-von-Fallersleben hätte seine Freude an diesen un- und vopolitischen Bewegungen, an denen doch alles weitere hängt; er würde sich ihnen anschliessen, er wäre wahrscheinlich überall, wo etwas los ist, bald hier, bald dort – auf dem Rynek in Krakau, wo Kulturhauptstadt gefeiert wird, bei den Protestierern vor dem Hauptbahnhof in Stuttgart oder auf dem Majdan-Platz in Kiew. Er wäre

wie immer auf der Suche nach dem verschwundenen Lied, den Melodien hinterher, die er dem Volk ablauscht. Er kennt natürlich die offiziellen Hymnen Europas – die „Ode an die Freude“ von Schiller und Beethoven, die Feuerwerksmusik von Georg Friedrich Händel – aber in Wahrheit sucht er, wie auch früher schon, nach dem ultimativen *sound*, der zum neuen Europa paßt, der sich freilich nicht einfach verordnen oder nicht bestellen läßt. Er würde sogar den kurzen Weg an die nächtlich erleuchtete Promenade an der Bay von Baku zurücklegen, nur um beim *European Song Contest* im *Crystal Palace* dabei zu sein und herauszufinden, ob sich die Melodie des neuen Europa schon eingestellt hat. Wem ein so schönes Lied wie das „Lied der Deutschen“ gelungen ist, dem wäre auch ein Lied der Europäer zuzutrauen. Aber das braucht seine Zeit, und noch ist es nicht so weit.

Ich aber fühle mich geehrt, heute den Heinrich-Hoffmann-von-Fallersleben-Preis für zeitkritische Literatur erhalten zu haben, ich bedanke mich dafür und für Ihre Aufmerksamkeit.